



Katholische Kirche zwischen 1918 und 1938

Vortrag beim Symposium zum Gedenkjahr und zum 80. Jahrestag des Rosenkranzfestes 1938 im Erzbischöflichen Palais und Predigt beim Gottesdienst in der Dominikanerkirche „Maria Rotunda“

5. Oktober 2018, Erzbischöfliches Palais, Wien / Dominikanerkirche „Maria Rotunda“, Wien

Christus ist euer Führer

„Dass diese Königsherrschaft jedoch auf vorzügliche Weise geistlich ist und sich auf Geistliches erstreckt, das zeigen einerseits ganz deutlich die Worte, die Wir oben aus der Bibel angeführt haben. ... Im übrigen wird schmäählich irren, wer dem Menschen Christus die Herrschaft über irgendwelche bürgerlichen Angelegenheiten abspricht, da er vom Vater die völlig uneingeschränkte Rechtsbefugnis gegenüber den geschaffenen Dingen so innehat, dass alles in seine Entscheidung gelegt ist. ... Deshalb umfasst die Herrschaft unseres Erlösers alle Menschen. ... seine Herrschaft erstreckt sich nicht nur auf Völker katholischen Namens... Auch besteht kein Unterschied zwischen den einzelnen häuslichen und bürgerlichen Gemeinschaften, weil die in der Gesellschaft verbundenen Menschen um nichts weniger unter der Vollmacht Christi stehen als die einzelnen.“ Pius XI. fordert in seiner Enzyklika „Quas primas“ zur Einführung des Christkönigsfestes – und das ist grundlegend für sein Verständnis von Glaube und Leben, von Religion und Politik, von Persönlichkeit und Öffentlichkeit – die Anerkennung des Königtums Christi in allen Bereichen des menschlichen Lebens: Staatsregierungen, Landesregierungen und Ortsbehörden, Heiligung des Familienlebens.¹ Das ist der theologische Hintergrund für die spätere Kritik von Pius XI. an Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus. Frömmigkeit und Politik des Christkönigsfestes stehen an der Wurzel von Bischof Gföllners klarer Aussage: Man kann nicht zugleich Katholik und Nationalsozialist sein (1932). Und auch Kardinals Innitzers Botschaft an die Jugend beim Rosenkranzfest am 7. Oktober 1938, „Christus ist euer Führer“, ist von daher zu verstehen.

Ist die Liebe gescheitert?

„Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich möchte nicht die Liebe predigen. Sie zu predigen, halte ich für vergeblich: keiner hätte auch nur das Recht, sie zu predigen, weil der Mangel an Liebe – ich sagte es schon – ein Mangel *aller* Menschen ist ohne Ausnahme, so wie sie heute existieren. Liebe predigen setzt in denen, an die man sich wendet, bereits eine andere Charakterstruktur voraus als die, welche man verändern will. Denn die Menschen, die man lieben soll, sind ja selber so, dass sie nicht lieben können, und darum ihrerseits keineswegs so liebenswert. Es war einer der großen, mit dem Dogma nicht unmittelbar identischen Impulse des Christentums, die alles durchdringende Kälte zu tilgen. Aber dieser Versuch scheiterte; wohl darum, weil er nicht an die gesellschaftliche Ordnung rührte, welche die Kälte produziert und reproduziert. Wahrscheinlich ist jene Wärme unter den Menschen, nach der alle sich sehnen,

¹ Pius XI., Quas primas, DH 3678f.

außer in kurzen Perioden und ganz kleinen Gruppen, bis heute überhaupt noch nicht gewesen.“² So schreibt Theodor W. Adorno in „Erziehung nach Auschwitz“. Die Liebe scheitert, wenn sie unmenschliche Strukturen und Ordnungen nicht überwinden bzw. verwandeln kann.

In der Erinnerung an die Ereignisse von 1938 bis 1945 gehen wir der Frage nach, wie sich die Bischöfe, die Kirche, die Institution und ihre Mitglieder verhalten haben. Die österreichischen Bischöfe haben 1938 – wie auch Politiker, Künstler und Wissenschaftler – nach der Besetzung Österreichs die katastrophalen und menschenverachtenden Konsequenzen der Machtübernahme Hitlers nicht deutlich genug erkannt oder benannt. Auch heute schmerzt noch, dass damals, im März 1938, und in den sieben düsteren Jahren danach, die Christen – auch und gerade die Bischöfe – nicht stärker der Macht des Hasses, der Unmenschlichkeit und der Diktatur entgegengetreten sind oder entgegengetreten konnten. Sie haben keine grundlegende Systemkritik betrieben und den nationalsozialistischen Staat nicht grundsätzlich in Frage gestellt, wie auch immer Erklärungen zustande gekommen sind. Sie haben den Terror und die Barbarei nicht verhindert oder konnten sie nicht verhindern. Natürlich war die katholische Kirche in Österreich 1938 kein monolithischer Block. Arrangement, Protest, Duldung, Durchtauchen, Überlebensstrategie, Zurückhaltung, Unterstützung, Widerstand, Anpassung, Schweigen, Ohnmacht, Loyalität, Kollaboration, Brückenbauen ...? Das waren vermutlich Haltungen und Strategien der Protagonisten, die heute kritisiert und auch verurteilt werden.

„Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“ Diese bekannte Aussage von Theodor Wiesengrund Adorno verschafft existentiellen Fragestellungen Raum: Gibt es ein „richtiges“ Leben in schwierigen Verhältnissen? Gibt es innere Freiheit in der Diktatur, unter Zwang und im Gefängnis? Gibt es gelebte Menschenwürde in Zeiten der Verachtung und des Hasses? Kann Liebe inmitten von Gewalt und Terror gelebt und verwirklicht werden? Gibt es ein Leben in der Wahrheit inmitten der Verblendungen und Ideologien? Wo leuchten Versöhnung und Frieden auf, wenn der Krieg als Naturgesetz betrachtet wird? Bereits im Jänner 1938 träumte der Selige Franz Jägerstätter (+9.8.1943) von einem Eisenbahnzug, in den viele Erwachsene und sogar die Kinder strömten. Da hörte er eine Stimme: „Dieser Zug fährt in die Hölle.“ Er deutete diesen Traum auf den hereinbrechenden Nationalsozialismus. Durch diesen Traum sah er sich vor die Entscheidung gestellt: entweder Nationalsozialist oder Katholik; entweder mitlaufen oder Widerstand leisten.

Es gab inmitten dieser Dunkelheit auch den Widerstand: Priester und Laien, Männer und Frauen, hatten als Einzelne die Kraft, dem Ruf ihres Gewissens zu folgen, und mussten dafür ihr Leben lassen. Unter ihnen sei an Sr. Restituta Kafka, Pfarrer Otto Neururer, P. Jakob Gapp, Provikar Carl Lampert und an Franz Jägerstätter erinnert, die als Märtyrer verehrt werden. Opfer, Zeugen und Märtyrer haben der Barbarei standgehalten, wollten das Unrecht nicht mitmachen, leisteten ihm Widerstand und haben unschuldig Verfolgten geholfen. Es gab in der damaligen Zeit Gerechte, die sich nicht vom Sog der Ideologie haben mitreißen lassen. Sie mussten ihr Leben lassen, weil sie kleine Zeichen der Solidarität mit Kollegen gesetzt haben. Sie haben ihr Leben für die Rettung anderer riskiert. Nicht vergessen werden dürfen all jene, die allein durch eine erkennbare und bewusste christliche Lebensführung aneckten und persönliche Konsequenzen fürchten mussten. Ihr aller Lebenszeugnis ist ein „Stachel im Fleisch“ und soll Ermutigung sein, die Erinnerung an jene Opfer des Nationalsozialismus wachzuhalten, die in der Nachkriegszeit auch in der Kirche oft recht schnell vergessen wurden. Was war das Prinzip und Fundament ihres Lebens und Glaubens in dunklen Zeiten, und wie haben sie

² Theodor W. Adorno, Erziehung nach Auschwitz (1966), in: ders., Erziehung zur Mündigkeit, Vorträge und Gespräche, Frankfurt am Main 1970, 92–109.

einen Richtungssinn, eine Orientierung gewonnen? Wie haben sie in der Verfolgung, im Angesicht des Todes ihre innere Kraft gestärkt? Was stärkt das Rückgrat gegen die Übermacht der Not? Wie konnten sie Resignation und Zynismus entgegenwirken? Die Erinnerung an diese Zeugen lässt sich nicht aufrechnen mit dem Verhalten der größeren Mehrheit, sie ist keine Rechtfertigung für die ganze katholische Kirche, kein Reinwaschen von Schuld und Verstrickung. Die Erinnerung an die Glaubenszeugen ist „gefährlich“: Es ist eine Spurenlese des Ausschau-Haltens nach dem ausgesetzten Menschen, nach dem leidenden Gott angesichts des Wahnsinns, des Terrors in der Zeit des Nationalsozialismus.

Eingedenk des jüdischen Volkes

Auszüge aus der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ von Pius XI.

15. Nur oberflächliche Geister können der Irrlehre verfallen, von einem nationalen Gott, von einer nationalen Religion zu sprechen, können den Wahnversuch unternehmen, Gott, den Schöpfer aller Welt, den König und Gesetzgeber aller Völker, vor dessen Größe die Nationen klein sind wie Tropfen am Wassereimer, in die Grenze eines einzelnen Volkes, in die blutmäßige Enge einer einzelnen Rasse einkerkern zu wollen.

19. (...) Nur Blindheit und Hochmut können ihre Augen vor den heilserzieherischen Schätzen verschließen, die das Alte Testament birgt. Wer die biblische Geschichte und die Lehrweisheit des Alten Bundes aus Kirche und Schule verbannt sehen will, lästert das Wort Gottes, lästert den Heilsplan des Allmächtigen, macht enges und beschränktes Menschendenken zum Richter über göttliche Geschichtsplanung. Er verneint den Glauben an den wirklichen, im Fleische erschienenen Christus, der die menschliche Natur aus dem Volke annahm, das ihn ans Kreuz schlagen sollte.³

Klar sind die Worte von Papst Pius XI. gegen Antijudaismus und Antisemitismus. Deutlich war auch das Verhalten von Kardinal Innitzer, der als Judenfreund beschimpft wurde („Innitzer und Jud – eine Brut“) und der mit großen persönlichen Einsatz die Hilfsstelle für nichtarische Christen errichtete. Es ist aber auch an lange Traditionen des Antijudaismus und Antisemitismus zu erinnern. In Tirol etwa hatte die Jahrhunderte lang gepflegte Wallfahrt zu Anderl von Rinn zur Mentalitätsbildung beigetragen. Nach dem Ersten Weltkrieg gab es in Tirol den „Antisemitenbund“. Auch Priester waren dabei. Der spätere Apostolische Administrator von Innsbruck-Feldkirch und dann Erzbischof von Salzburg Sigismund Waitz trug als junger Priester publizistisch zur antisemitischen Stimmung in der christlich-sozialen Bewegung bei.⁴ Vereinzelt kommt das auch in späteren Bischofsworten vor. In „Pastorelle Zeitangelegenheiten und Zeitfragen“ vom 6. Mai 1919 schreibt der Weihbischof und Apostolische Delegat Sigmund Waitz von der Filiale Innsbruck des Fürstbischöflichen Ordinariates Brixen: „Wir würden uns solchem Vorwürfe aussetzen, wenn durch unsere Sorglosigkeit in der Verbreitung christlicher Zeitungen das christliche Volk dem Judentum und seinem verderblichen Einfluss, den es vornehmlich in Zeitungen ausübt, preisgegeben würde.“⁵ In diesem Einfluss stünden Zeitungen im sozialdemokratischen und liberalen Bereich, was die Diskussionen zur Schulfrage und Ehereform zeigen (1919).

³ „Mit brennender Sorge“. Rundschreiben über die Lage der katholischen Kirche im Deutschen Reich, 21. März 1937.

⁴ Vgl. Niko Hofinger, Jüdisches Leben in Tirol, in: Reimmichls Volkskalender 2009, 86-91.

⁵ Brixener Diözesanblatt LXIII.Jg. (1919), Beilage S. 2.

Eine ähnliche antisemitische Entgleisung, höchstens aus dem polemischen Diskussionsstil erklärbar, der während jener Jahre überhaupt Usus gewesen zu sein scheint, findet sich im zweiten Entwurf von Bischof Waitz für das Sozialwort 1925: Es wird dort von der zumeist „jüdischen Finanzwelt“ gesprochen, die zur beherrschenden Macht in den Staaten geworden sei.⁶ In der Endfassung der „Lehren und Weisungen der österreichischen Bischöfe über soziale Fragen der Gegenwart“ (1925) findet sich die „jüdische Finanzwelt“ nicht mehr.

Die Erinnerung an den März 1938 und das unvorstellbare Leid des jüdischen Volkes ist für Christen auf diesem Hintergrund verbunden mit dem schmerzlichen Eingedenken in die eigenen Verstrickungen und die damit verbundenen Schuldzusammenhänge des Antisemitismus. Die jahrhundertlang tradierten antijüdischen Stereotypen in der christlichen Theologie, v. a. die Anklage des Gottesmordes trugen zum Gefühl der Selbstgerechtigkeit der Christen bei, trugen bei den Christen zu einer Mentalität bei, die sich vor der notwendigen Solidarität mit den ausgegrenzten und nach und nach auch dem Tod preisgegebenen Opfern des nationalsozialistischen Regimes drückte. Das Bewusstsein der Glaubenssolidarität der Christen mit den Juden war nicht oder viel zu wenig vorhanden. Und es gab zu wenig, viel zu wenig Gerechte. Politische Naivität, Angst, eine fehlgeleitete Theologie, die über Jahrhunderte hinweg die Verachtung des jüdischen Volkes gelehrt hatte, und mangelnde Liebe haben viele Christen damals veranlasst, gegenüber dem Unrecht und der Gewalt zu schweigen, die jüdischen Menschen in unserem Land angetan wurden. Wir Christen bekennen mit dem jüdischen Volk den Gott Israels. Wir erkennen heute beschämt, dass mit der Zerstörung der Synagogen, dass mit der Shoah der Name des Ewigen geschändet wurde, ohne dass viele unserer Vorfahren im Glauben dies gespürt hätten. Papst Benedikt XVI. hat in Auschwitz am 28. Mai 2006 von Auschwitz als einem „Verbrechen gegen Gott und den Menschen ohne Parallele in der Geschichte“⁷ gesprochen hat. Der Papst stellt sich auf die Seite derer, die die Unvergleichlichkeit und Einzigartigkeit der Shoah betonen. „An diesem Ort des Grauens ... zu sprechen, ist fast unmöglich – ist besonders schwer und bedrückend für einen Christen, einen Papst, der aus Deutschland kommt. An diesem Ort versagen die Worte, kann eigentlich nur erschüttertes Schweigen stehen.“ Die wortgewandte Rede des Gelehrten weicht dem Gestammel des Beters, wenn sich die Ohnmacht der Sprache geradezu in einem „Schrei“ entlädt, der sich im Sinne einer theodizee-empfindlichen Spiritualität der Klage an Gott selbst wendet: „Warum hast du geschwiegen? Warum konntest du dies alles dulden?“⁸ Benedikt begründet die Singularität der Shoah theologisch: „Im tiefsten wollten jene Gewalttäter mit dem Austilgen dieses Volkes den Gott töten, der Abraham berufen, der am Sinai gesprochen und dort die bleibend gültigen Maße des Menschseins aufgerichtet hat. Wenn dieses Volk einfach durch sein Dasein Zeugnis von dem Gott ist, der zum Menschen gesprochen hat und ihn in Verantwortung nimmt, so sollte dieser Gott endlich tot sein und die Herrschaft nur noch dem Menschen gehören – ihnen selber, die sich für die Starken hielten, die es verstanden hatten, die Welt an sich zu reißen. Mit dem Zerstören Israels, mit der Shoah, sollte im letzten auch die Wurzel ausgerissen

⁶ Zum zweiten Entwurf Waitzs für das Sozialwort 1925 vgl. Markus Schlagnitweit, Der Kapitalismus zwischen Freispruch und Verdammung. Der österreichische Sozialhirtenbrief von 1925 im Spannungsfeld von Realität und Utopie (Veröffentlichungen des Internationalen Forschungszentrums für Grundlagen der Wissenschaften Salzburg, N.F. 62), Wien-Salzburg 1995, 181.

⁷ Benedikt XVI., Wo war Gott? Die Rede in Auschwitz, Freiburg 2006, 9.

⁸ A.a.O.

werden, auf der der christliche Glaube beruht.“⁹ Biblisch gesprochen wird „Gottes Augapfel“ überall dort angetastet, wo sein auserwähltes Volk bedroht und verfolgt wird (vgl. Sach 2,12).¹⁰

Zur kirchlichen Haltung gegenüber der Demokratie

Es ist ein bleibendes Verdienst der politisch Verantwortlichen vor hundert Jahren, dass in Österreich über unterschiedliche Parteien und gesellschaftliche Kräfte hinweg ein friedlicher Wechsel der Staatsform und die Errichtung einer demokratischen Republik möglich wurden. Die katholische Kirche, die über Jahrhunderte mit dem Herrscherhaus verbunden war, erwies sich damals als eine Kraft, die den friedlichen Wandel und den neuen Staat unterstützte. Noch am Tag der Ausrufung der Ersten Republik wandte sich der Wiener Erzbischof, Kardinal Friedrich Gustav Piffl, am 12. November 1918 mit klaren Worten an den Seelsorgeklerus. Diese sollten die Gläubigen über die Situation aufklären „und zur unbedingten Treue gegenüber dem nunmehr rechtmäßigen Staate ermahnen“. Zwei Monate später, am 23. Jänner 1919, richteten sich dann alle katholischen Bischöfe des Landes in einem Hirtenwort anlässlich der bevorstehenden Wahl der Konstituierenden Nationalversammlung an die Gläubigen. Die Bischöfe bekräftigten darin die neue politische Ordnung, den Wert der Demokratie und die Pflicht zur Ausübung des Wahlrechts. Zu den bleibenden Errungenschaften der damaligen Zeit zählen bahnbrechende Sozialgesetze und die Bundesverfassung, die in weiten Teilen bis heute den rechtlichen Rahmen in Österreich bildet.

Das gemeinsam Erreichte war für die konkurrierenden politischen Kräfte aber tragischerweise zu wenig, um die ideologischen Unterschiede sowie das wechselseitige Misstrauen überwinden zu können. Immer stärker polarisierte ein zunehmend gewaltbereites Lagerdenken das politische und gesellschaftliche Leben. Durch die enge Verbindung mit dem politischen Katholizismus war die Kirche selbst Teil der Auseinandersetzungen und zu wenig in der Lage, glaubwürdig für alle das Evangelium zu bezeugen und Brücken zwischen den rivalisierenden Parteien zu bauen. Österreich verlor zusehends das Vertrauen in die parlamentarische Demokratie. Ihr Ende im März 1933 und die Februarkämpfe 1934 markierten die unheilvolle Konfrontation zwischen Christlichsozialen und Sozialisten, die beide Lager in der Abwehr des Nationalsozialismus schwächte. Der blutige NS-Putschversuch im Juli 1934 war ein Vorzeichen für das, was vier Jahre später voll zum Ausbruch kommen sollte. Aufschlussreich sind die Promemoria, die der österreichische Episkopat Ende September 1933 für den Vatikan verfasste, und aus denen die Haltung der österreichischen Kirche gegenüber den neuen staatlichen Verhältnissen ungeschminkt hervorgeht: „Der Episkopat ist zunächst überzeugt von der vollkommen legalen Stellungnahme und korrekten Handlungsweise der jetzigen Staatsgewalt. Die Ausschaltung des Parlaments vollzog sich im Rahmen der bestehenden Gesetze, und die darauf erfolgten Notverordnungen der Regierung wurden vom Verfassungsgerichtshof als gesetzlich anerkannt. ... Der österreichische Episkopat anerkennt daher nicht nur die vollkommen legale Stellung und Tätigkeit der gegenwärtigen Regierung, sondern kann ihre ganz in christlichem Geiste gehaltene Reformarbeit nur von Herzen begrüßen und fördern.“

⁹ Benedikt XVI., Wo war Gott? 11.

¹⁰ Vgl. Joseph Ratzinger, Salz der Erde. Christentum und katholische Kirche an der Jahrtausendwende. Ein Gespräch mit Peter Seewald, Stuttgart 1999, 267f.; dazu Jan-Heiner Tück, Zur Einzigartigkeit der Shoah, in: IkaZ (Communio) 39 (2010) 440-453, hier 444-450.

Eine Reihe von kirchen- und religionsfeindlichen Bestimmungen und Verordnungen wurde bereits aufgehoben, besonders auf dem Gebiete der Schule und hinsichtlich der Abfallspropaganda durch Freidenker und Sozialdemokraten; die staatsfeindliche Partei des Kommunismus und die illegalen Schutzformationen des sozialistischen sogenannten Schutzbundes wurden verboten; die politische Verhetzung der studierenden Jugend wurde eingedämmt; wahrhaft soziale Fürsorgemaßnahmen wurden getroffen zur Behebung der Arbeitslosigkeit und Schaffung von Arbeitsgelegenheiten; aber namentlich begrüßenswert ist der offen bekundete Wille der Regierung, eine soziale Neuordnung des Staates auf berufsständischer Grundlage im Sinne und Geiste des Rundschreibens ‚Quadragesimo anno‘ zu schaffen und so die Intentionen des Apostolischen Stuhles in vorbildlicher Weise und erstmals zu verwirklichen. Auch die Heeresmacht wurde ganz im katholischen Geiste reorganisiert und durch Wiedereinführung des Kruzifixes in den Kasernen und Anbringung von Marienbildern an den Bändern militärischer Fahnen der christliche Charakter offenkundig betont.“¹¹

Im Weihnachtshirtenbrief 1933 betonen die Bischöfe, dass der Papst von dieser politischen Entwicklung höchst angetan ist: Dem Papst sei es ein großer Trost feststellen zu können, „daß Österreich in klarer und weithin vernehmbarer Weise vor der großen Welt durch den Mund seines Bundeskanzlers Dr. Dollfuß den Entschluß kundgegeben hat, daß es den Staat auf den Grundlagen der katholischen Lehre neu aufbauen wolle. Dies gereicht dem Volk und dem Staat zu hoher Ehre, besonders aber den Führern seiner Regierung, die wahrhaft und glücklicherweise so sind, wie sie Österreich verdient.“¹²

Jeder ordne sich den Trägern der staatlichen Gewalt unter (Röm 13,1)

Die kirchliche Haltung zum Übergang von der Monarchie zur Republik 1918, zum autoritären Ständestaat ab 1933 und zum nationalsozialistischen Staat nach der Machtübernahme Hitlers 1938 war moraltheologisch geprägt von Röm 13: „Jeder ordne sich den Trägern der staatlichen Gewalt unter.“ Röm 13, 1-7 fordert die Unterordnung des Menschen unter jene Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat¹³. Paulus zielt damit nicht nur den Gehorsam gegenüber der staatlichen Gewalt, sondern auch auf die Einordnung in das vielfach abgestufte gesellschaftliche Gefüge des zeitgenössischen Ordnungsdenkens. Diese politische und gesellschaftliche Ordnung, davon ging Paulus aus (V. 1b), entspricht letztlich göttlicher Ordnung; die Ordnung von Staat/Politik und Gesellschaft ist von Gott – im doppelten Sinne, also deskriptiv und präskriptiv – *angeordnet*. Folglich widersetzt sich, wer sich dieser staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung widersetzt, der göttlichen Anordnung. Dies kann zum einen als „Widerstandsverbot“ verstanden werden und als positive Sanktionierung einer konkreten bestehenden Ordnung; und bezogen auf den römischen Kontext dürfte von Paulus sicher auch dieser konkrete Bezug gemeint gewesen sein, denn er hatte das römische Reich noch nicht als christenverfolgende „Bestie“ (Offb 12f.) erfahren und musste nicht fürchten, dass V. 1b als eine Art „Unterwerfungsanordnung“ unter eine tyrannische Herrschaft gelesen wird. Der Vers kann zum anderen aber auch als grundsätzliches „Unterordnungsgebot“ verstanden werden, also als Rückbindung der von Menschen geschaffenen Ordnungen *als solche* an eine übergeordnete göttliche Ordnung.

¹¹ Die Auszüge aus den Promemoria sind zitiert nach: Maximilian Liebmann, „Heil Hitler“ – Pastoral bedingt. Vom Politischen Katholizismus zum Pastoralkatholizismus, Wien u.a. 2009, 39f.

¹² Wiener Diözesanblatt, 71. Jg., Nr. 12, 21.12.1933, 100, zit. nach: Maximilian Liebmann, „Heil Hitler“ – Pastoral bedingt. Vom Politischen Katholizismus zum Pastoralkatholizismus, Wien u.a. 2009, 41f.

¹³ Die folgenden Überlegungen verdanke ich Prof. Christian Spieß (KU Linz).

Auch dies dürfte für Paulus selbstverständlich gewesen sein, denn in den Vv. 3f. führt er zunächst die moralischen Kategorien „gut“ und „böse“ ein (und nur der, der Böses tut, muss die staatliche Gewalt fürchten) sowie dann die Formulierung, dass die Obrigkeit Dienerin Gottes ist (die an demjenigen das Urteil vollstreckt, der das Böse tut). Zumindest in den Grundzügen dürfte Paulus eine Kongruenz von politischer und gesellschaftlicher Ordnung des römischen Reiches (zur Zeit des Römerbriefes) einerseits mit der übergeordneten göttlichen und moralischen Ordnung andererseits vor Augen und im Sinn gehabt haben. Es ist klar, dass es fatale Interpretationen von Röm 13 im Sinne eines „Widerstandsverbots“ und einer „Unterwerfungsanordnung“ gegeben hat. Es ist aber angesichts der gesamten paulinischen Theologie (aber auch schon innerhalb dieser wenigen Verse Röm 13,1-7) eigentlich offensichtlich, dass es sich um ein grundsätzliches und allgemeines „Unterordnungsgebot“ handelt, das eine Übereinstimmung der konkreten geschichtlichen politischen Ordnung mit einer übergeordneten moralischen Ordnung von „gut“ und „böse“, die für Paulus eine göttliche Ordnung ist, *voraussetzt*.

Für den Katholizismus bzw. die kirchliche Staatslehre der ersten beiden Drittel des 20. Jahrhunderts war dies auch der Fall. Es galt als selbstverständlich, dass die politische Ordnung unter einer göttlichen Ordnung stehen musste. Rechtsphilosophisch gesprochen, handelte es sich um eine „Naturrechtskonzeption“ – wobei hier nicht die katholisch-neuscholastisch Naturrechtsdoktrin im engeren Sinne gemeint ist, sondern in einem allgemeinen Sinne eine Bindung des positiven Rechts an eine diesem Recht vorausliegende Vorstellung von Gerechtigkeit. Eine rechtspositivistische Position, wie man sie ja auch Paulus in Röm 13,1-7 unterstellen müsste, wenn man die Stelle unterschiedslos auf jede denkbare konkrete politische Ordnung bezöge, war der katholischen Staatslehre fremd. Das Problem daran war allerdings, dass die übergeordnete, „natürliche“ Ordnung der Staatslehre der Kirche, die das positive Recht legitimieren konnte, sich nicht an den liberalen Freiheitsrechten, nicht an Gleichheit und kaum an Demokratie orientierte. Auch mit einem vertikal stark gestaffelten, quasi ständischen gesellschaftlichen Ordnungssystem hatte die Kirche – übrigens auch von ihrer Soziallehre her – keine großen Probleme. Weil also Menschenrechte und Demokratie gerade nicht Bestandteil der katholischen Naturrechtsdoktrin waren, fielen sie als Legitimitätskriterien aus und man konnte sich auch mit politischen Ordnungen arrangieren, die auf Freiheit, Gleichheit und Demokratie verzichteten.

Zum anderen nahm der Begriff des Gemeinwohls die Stelle eines „Superkriteriums“ für die Legitimität staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung ein. Das Gemeinwohl war einerseits in einer „Volldefinition“ durch das natürliche bzw. katholische Sittengesetz enorm umfassend und detailliert bestimmt; andererseits war es – wie in der Toleranzformel: um eines höheren Gutes willen – permanent relativierbar. Und es galt: Je mehr Gemeinwohl realisiert werden kann, desto besser. Was aber in der konkreten geschichtlichen Situation jeweils das höhere Gut ist, ist – zumal unter extremen Drucksituationen – sehr schwierig zu bestimmen. Um eines konkreten höheren Gutes willen könne man auch eine sehr weit reichende Unterordnung unter eine staatliche Gewalt, deren Legitimität man eigentlich bestreitet, für angemessen, notwendig oder unvermeidbar halten.

Predigt in der Dominikanerkirche „Maria Rotunda“

Adam, wo bist du?

„Adam, wo bist du?“ (vgl. Gen 3,9). Wo bist du, o Mensch? Wohin bist du gekommen? An diesem Ort, der Gedenkstätte an die *Shoah*, hören wir diese Frage Gottes wieder erschallen: „Adam, wo bist du?“ ... Jener Ruf „Wo bist du?“ tönt hier, angesichts der unermesslichen Tragödie des Holocaust wie eine Stimme, die sich in einem bodenlosen Abgrund verliert ... Mensch, wer bist du? Ich erkenne dich nicht mehr. Wer bist du, o Mensch, Wer bist du geworden? Zu welchem Gräuel bist du fähig gewesen? Was hat dich so tief fallen lassen?“¹⁴ So betet Papst Franziskus in Yad Vashem angesichts der Shoah. Beten ist an diesem Ort das Hören der ersten Frage Gottes an den Menschen. Beten realisiert sich als Stehen vor dem Angesicht Gottes und mit offenen Augen für die katastrophische Dimension des Lebens und der Geschichte stellt. Entscheidend dafür ist es, dass sich der Betende in ein moralisches Verhältnis zum Erinnerten setzen lässt, also den neutralen Standpunkt und ein distanzierendes Objektivitätsideal überwindet. Gebet angesichts der Shoah gedenkt der verstummten Opfer und erklärt sich mit ihnen solidarisch.¹⁵ – Es geht in letzter Konsequenz um Fragen an uns selbst: „Wo war der Mensch – und wo die Menschlichkeit –, als unseren Brüdern und Schwestern so Furchtbares zugefügt wurde?“¹⁶ „Wo bist du?“ (Gen 3,9) Das ist die Urfrage Gottes an den Menschen. Die Bibel spricht nicht nur von der Suche des Menschen nach Gott, sondern auch von Gottes Suche nach dem Menschen. Es ist dies die Urfrage von Religion nach Abraham J. Heschel: „Adam, wo bist Du?“ (Gen 3,9). Wo bist Du? „Religion ist *Gottes Frage* und die *Antwort des Menschen*. ... Der Weg zu Gott ist der Weg Gottes. Wenn nicht Gott die Frage stellt, ist all unser Fragen umsonst.“¹⁷

Selige und Heilige in der Zeit des Nationalsozialismus wie Franz Jägerstätter sind vor dieser Frage Gottes: „Wo bist du?“ nicht davongelaufen und haben sich nicht versteckt. Sie sind Zeugen des Gewissens und widerstanden damit einem „heimlichen Unschuldswahn, der sich in unserer Gesellschaft ausbreitet und mit dem wir Schuld und Versagen, wenn überhaupt, immer nur bei ‚den anderen‘ suchen, bei den Feinden und Gegnern, bei der Vergangenheit, bei der Natur, bei Veranlagung und Milieu.“¹⁸ In ihnen strahlt die Würde des Gewissens auf, einzigartig, größer als der ganze Machtapparat, klarer als die Unrechtseinrichtungen.

Wo ist dein Bruder Abel?

„Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Kain entgegnete: Ich weiß es nicht. Bin ich denn der Hüter meines Bruders? (Gen 4,9)“ – Papst Franziskus greift auch die zweite Frage Gottes an einen Menschen in der Bibel auf. „Wer ist der Verantwortliche für das Blut dieser Brüder und Schwestern? Niemand! Wir alle antworten so: Ich bin es nicht, ich habe nichts

¹⁴ http://de.radiovaticana.va/news/2014/05/26/volltext: papst_in_yad_vashem/ted-802302

¹⁵ Vgl. Johann B. Metz, Kirche nach Auschwitz. Mit einem Anhang: Für eine anamnetische Kultur, Hamburg 1993, 19.

¹⁶ Christoph Kardinal Schönborn, Das Volk Israel lebt. Ansprache in der Gedenkstätte Yad Vashem am 8. November 2007.

¹⁷ Abraham J. Heschel, Gott sucht den Menschen. Eine Philosophie des Judentums, Neukirchen – Vluyn ⁴ 1995, 105.

¹⁸ Unsere Hoffnung. Ein Bekenntnis zum Glauben in unserer Zeit (1975), in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1, Freiburg – Basel – Wien 1976, 93.

damit zu tun, es werden andere sein, sicher nicht ich. Aber Gott fragt einen jeden von uns: „Wo ist dein Bruder, dessen Blut zu mir schreit?“ ... Die Wohlstandskultur, die uns dazu bringt, an uns selbst zu denken, macht uns unempfindlich gegen die Schreie der anderen. ... In dieser Welt der Globalisierung sind wir in die Globalisierung der Gleichgültigkeit geraten. Wir haben uns an das Leiden des anderen gewöhnt, es betrifft uns nicht, es interessiert uns nicht, es geht uns nichts an! – Die Globalisierung der Gleichgültigkeit macht uns alle zu „Ungenannten“, zu Verantwortlichen ohne Namen und ohne Gesicht.¹⁹

Die Botschaft der Heiligen Schrift mutet uns zu, dass wir einander aufgetragen, einander Patron sind, füreinander sorgen, Verantwortung tragen, einander Hüter und Hirten sind. Das Evangelium traut uns zu, dass wir Freunde und Anwälte des Lebens sind, dass wir Lebensräume schaffen, in denen in die Enge getriebene Menschen Ja zum Leben sagen können.

Versöhnung?

Es stellt sich die Frage nach einer möglichen Versöhnung zwischen Tätern und Opfern. Kann diese Kluft zwischen dem Leid der einen und der Schuld der anderen überhaupt überbrückt werden? Wird nicht gerade im Angesichte dieser Ereignisse die Rede von Versöhnung leer, ein Hohn gegenüber den Menschen die damals gestorben sind? An den Opfern vorbei und hinter deren Rücken kann es keine Versöhnung geben. Keine Versöhnung ohne Gerechtigkeit, keine Gerechtigkeit ohne Gericht, kein Gericht ohne den Schmerz der einholenden Wahrheit. Die Gesichter und Namen der Opfer mit ihren Tränen und mit ihrem Klagen sollen den Tätern nicht erspart werden. Eine Versöhnung und Hoffnung ohne Gerechtigkeit für die Opfer ist inhuman. Mit den Worten von Thomas von Aquin: „Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit, Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit ist die Mutter der Auflösung. Daher müssen beide verbunden werden.“²⁰ Gerechtigkeit ohne freie Gnade wird zum rigorosen Fanatismus. Die kontur- und profillose Rede von Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit hingegen sanktioniert bestehende Unrechtsverhältnisse und verrät die Liebe.

Versöhnung lässt sich auch nicht erpressen. Wir können als Nachkommen der Täter und Opfer diesen die Versöhnung nicht diktieren. – Wir hoffen auf Gott, der durch die Macht der Auferweckung vergangenes, abgeschlossenes Leid nach vorne auf Zukunft hin aufrichtet.

Gedächtnis der Opfer ohne Hoffnung wird zur Buchhaltung des Todes. Eine monologische Aufarbeitung oder Bewältigung der Vergangenheit wird zur Sisyphostätigkeit, deren Vergeblichkeit in Aggression oder Resignation umschlägt. Der wichtigste Beitrag des christlichen Glaubens für eine Kultur der Erinnerung ist das Wachhalten der Frage nach den Toten und ihrem Geschick. Christen erinnern sich der Toten, nicht damit sie leben, sondern weil sie leben. Sie hoffen auf Leben und Gemeinschaft mit den Verstorbenen über den Tod hinaus. In der „memoria passionis“ geht es um die Verweigerung, sich damit abzufinden, dass die Toten in alle Ewigkeit tot bleiben, die Besiegten besiegt und die Durchgekommenen und Erfolgreichen in alle Ewigkeit oben bleiben. Wir gedenken der Opfer und Zeugen, weil die Beziehung zu den Verstorbenen nicht fertig ist, vielleicht noch offene Rechnungen da sind, weil es noch Wunden gibt, Verletzungen heilen sollen oder noch Abschied von Trübungen heilsam ist. Erinnerung an die Opfer lässt sich nur in der Hoffnung auf Gott durchhalten, der mit den Opfern etwas anfangen kann; ansonsten würde die Solidarität mit den Leidenden, mit den Opfern, an einen

¹⁹ Papst Franziskus, Besuch auf der Flüchtlingsinsel Lampedusa 8. Juli 2013.

²⁰ S. Thomae Aquinatis, Super Evangelium S. Matthaei lectura, Marietti ⁵1951, n. 429.

willkürlichen Punkt abgebrochen. Erinnerung ist ein Unternehmen unterscheidender Spurenlese, des Ausschau-Haltens nach dem ausgesetzten Menschen, nach dem leidenden Gott. Es bleibt die ehrfürchtige Ratlosigkeit gegenüber dem Leid und dem Bösen. Diese Ratlosigkeit ist nicht mit Resignation oder mit der Vergleichgültigung und Verharmlosung aller Bosheiten in der Geschichte zu verwechseln. Es wäre fatal, wenn im Schweigen und in der Ratlosigkeit die Sieger von gestern heute noch einmal triumphieren würden. Es wäre zynisch, wenn unter dem Vorzeichen der Resignation die Erschlagenen in alle Ewigkeit erschlagen, die Vergessenen vergessen, die Opfer für immer besiegt, die Toten für immer tot bleiben. „Nach Auschwitz auf diesen in Auschwitz abwesenden Gott zu verzichten, käme einer Vollendung des kriminellen Unternehmens der Nazis gleich, das die Vernichtung Israels und das Zum-Schweigen-Bringen der ethischen Botschaft der Bibel zum Ziel hatte.“²¹ (Emmanuel Levinas)

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

²¹ Emmanuel Lévinas, Fragen und Antworten, in: ders., Wenn Gott ins Denken einfällt. Diskurse über die Betroffenheit von Transzendenz, übersetzt von Thomas Wiemer, mit einem Vorwort von Bernhard Casper, Freiburg/München 1985, 96-131, hier 127. (Titel der Originalausgabe: De Dieu qui vient à l'idée, Paris 1982.)